

# Die Tradition der Geisteswissenschaften und ihre Bedeutung für die Zukunft der Universität<sup>1</sup>

*Eberhard Lämmert*

Jahrhundertlang waren die europäischen Universitäten dazu eingerichtet, Theologen, Juristen und Mediziner auszubilden. Doch mußten die künftigen Priester, Richter oder Ärzte, bevor sie in diese »höheren« Fakultäten eintraten, für einige Jahre Vorstudien in den »artes liberales« absolvieren. Dort wurden sie alle zunächst in der Kunst der Rede: in Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und in den mathematischen Künsten: Algebra und Geometrie, Musik und Astronomie, unterrichtet. Aus dieser Vorschule für die höheren Fakultäten entstanden im Laufe des späteren Mittelalters eigene Artistenfakultäten, die ihre Scholaren mit dem Titel eines Baccalaureus und eines Magister ausstatten durften. Auch als diese Fakultäten sich mit der Wiederbelebung der antiken Philosophie im Zeitalter des Humanismus nach und nach den Namen Philosophische Fakultät und ein eigenes Promotionsrecht zulegte, blieben sie noch lange die »untere« Fakultät, während die Absolventen der »oberen« Fakultäten, die Priester, die Richter und die Ärzte, sich nach ihrem Studium bei der Ausübung ihrer Berufe weiterhin mit besonderen Talaren schmücken durften – der weiße Kittel, den die Ärzte, und auch der grüne, den neuerdings die Chirurgen

tragen, bewahrt bis heute noch einen Abglanz dieses alten Vorrechts.

Vor zweihundert Jahren, im Jahre 1798, schrieb Immanuel Kant mit einem gewissen Übermut den Satz nieder, dereinst könne die letzte der Fakultäten womöglich die erste werden. Auch er sah, daß die Absolventen der drei oberen Fakultäten als »Geistliche, Justizbeamte, Ärzte« wichtige öffentliche Geschäfte wahrzunehmen hatten und daß Staat und Kirche deshalb den Zugang und die akademischen Prüfungen in diesen Fakultäten besonders überwachten, während man den Absolventen der philosophischen Fakultäten in ihren Studien viel mehr Freiheit ließ, zumal sie weder in öffentlichen Ämtern noch im öffentlichen Ansehen mit den anderen konkurrieren konnten. Ein einziges Recht sollten die Philosophischen Fakultäten jedoch vor den anderen beanspruchen können: Ihre Lehre sollte von autorisierten Schriften und Verhaltensregeln unabhängig bleiben und allein dem Urteil der Vernunft unterworfen sein. Deshalb räumte Kant in seiner berühmten Schrift *Der Streit der Fakultäten* dieser Fakultät immerhin das Recht ein, auch die Lehrmeinungen und die öffentliche Praxis der anderen Fakultäten im Na-

1 Beitrag zum Nachkontakttreffen des DAAD in Bangkok am 19. und 20. November 1998. Für die jeweils zitierten Autoren lassen sich die entsprechenden Literaturangaben in den Literaturhinweisen finden.

men der Wahrheit und der Vernunft kritisch zu beurteilen.

Auch in der Argumentation Kants behielt diese Unabhängigkeit noch einen Anflug von Narrenfreiheit. Tatsächlich besteht der Unterschied zwischen den vormaligen freien Artisten und den Angehörigen jener »höheren«, von der Kirche und von mächtigen Standesvertretungen gestützten Berufe auch heute noch. Er wird bestehen, solange diese Berufe, und außer ihnen höchstens noch das Militär, mit besonderen Eidesformeln auf eine scharfe Abhebung ihrer öffentlichen Tätigkeiten und Befugnisse gegen angrenzende Berufe Wert legen. Das gilt nicht nur für die Theologen, die sich beispielsweise in der katholischen Kirche mit der Priesterweihe vorläufig noch weithin gegen Frauen und in den Klöstern sogar gegen ungelehrte Mönche abheben; es gilt auch für die Schwelle, die die Juristen mit ihrer Befähigung zum Richteramt zwischen sich und die Rechtspfleger oder andere Sozialberufe legen, und für die Approbation, mit der die Mediziner ihre besonderen Befugnisse gegenüber der Konkurrenz von Psychologen und Naturheilkundigen absichern.

So verwundert es nicht, daß selbst die Professoren der Philosophischen Fakultät in den Senaten ihrer Universitäten nur wenige Sitze – und lange genug nur Stehplätze – beanspruchen durften, obwohl bereits im 18. Jahrhundert zwei Drittel der Studenten an dieser Fakultät studierten und sie oft genug mit dem Magistertitel verließen, um sich als Lehrer, als Stadtschreiber oder in Hofdiensten durchs Leben zu schlagen oder einfach auf die Güter ihrer vornehmen Familien zurückzukehren und dort auf ihr Erbe zu warten. Diese Zweistufigkeit ist die Wirklichkeit der europäischen Universitäten für die längste Zeit ihrer Geschichte gewesen und in mancher Hinsicht der Grundriß der angelsächsischen

Universitäten mit ihren *undergraduate*-Studien und ihren *professional schools* bis heute geblieben. So konnte auch Kant der »unteren Fakultät« zwar eine verantwortungsvolle Aufgabe setzen, aber selbst seine kühne Prophetie konnte um 1798 nicht voraussehen, daß schon zehn Jahre später ausgerechnet ein Theologe erklären würde, »die eigentliche Universität [sei] lediglich in der philosophischen Fakultät enthalten, und die drei anderen [seien] dagegen die Spezialschulen, welche der Staat [...] weil sie sich unmittelbar auf seine wesentlichen Bedürfnisse beziehen, früher und vorzüglicher in seinen Schutz genommen hat«. In den Augen dieses Theologen Friedrich Schleiermacher ist die Philosophische Fakultät in Hinblick auf den Staat zwar auch »die letzte [...] von allen«; würde die Universität jedoch nach dem Prinzip des reinen Erkenntnisstrebens durch die Gelehrten selbst organisiert, dann müßte »von selbst das, was jetzt in der philosophischen Fakultät vereinigt ist, die erste Stelle finden«.

Diese Universität, wie Schleiermacher sie 1808 reflektierte und wie Wilhelm von Humboldt sie kurz darauf in Preußen gründete, und zwar, um dem Lande nach seiner tiefsten politischen Erniedrigung durch Napoleon neue Anerkennung zu erringen, hat tatsächlich wahr gemacht, was Kant vorausdachte, aber doch kaum zu hoffen wagte: Die Philosophische Fakultät rückte in der Reformuniversität Wilhelm von Humboldts ins Zentrum der Universität. Dort sollte sie nicht nur die Lehre der anderen Fakultäten an den Maßstäben der menschlichen Vernunft messen, sondern allen Disziplinen einer Universität dazu verhelfen, sich auf der höchsten Stufe der Erkenntnis in Philosophie zu verwandeln.

Die ungewöhnliche Reputation, die die Philosophischen Fakultäten besonders in Deutschland alsbald gewannen, hing vor

allem damit zusammen, daß die idealistische Philosophie und insbesondere die philologisch-historischen Fächer den Bürgern der zahlreichen und ungleich regierten Fürstentümer, in die das alte Römische Reich deutscher Nation unter dem Ansturm Napoleons zerfallen war, eben das boten, was sie am ehesten brauchten: nämlich die wissenschaftliche Befestigung eines gemeinsamen Geschichtsbewußtseins. Deshalb erstarkten auch rings um die Philosophie alsbald diejenigen Fachwissenschaften, die sich zur Erschließung von Dokumenten einer gemeinsamen nationalen Vergangenheit der rasch entwickelten historisch-kritischen Methode bedienen konnten, und auch die Rechtswissenschaft öffnete mit der historischen Methode nicht nur einen neuen Weg der Rechtsfindung, sondern auch einen Zugang zu Rechtsquellen, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bürger gegenüber den Herrschaftsformen der sie trennenden Dynastien bestärken sollten.

In der Gewißheit, mit ihren Erkenntnissen entscheidend zu den Erfordernissen ihrer Zeit beizutragen, haben die Philosophie und die historisch-philologischen Wissenschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts in ganz Europa ein derartiges Ansehen erworben, daß an zahlreichen europäischen Universitäten die Philologien und die Geschichtswissenschaft an die in Deutschland entwickelte historisch-kritische Methode der Quellenerschließung anknüpften. Frankreichs Historiker diskutierten noch um die Jahrhundertwende, ob sie sich diesen Vorgaben der deutschen Geschichtswissenschaft anschließen sollten. In England bildeten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die »moral sciences« eigene Methoden zur Beglaubigung ihres Wissens aus, und als die Naturwissenschaften, hervorgegangen aus dem mathematischen Zweig der »artes liberales«, sich im späteren 19. Jahrhun-

dert, vor allem unter dem Drängen der Mediziner, aus dem Verband der philosophischen Fakultäten lösten, da begründete der Berliner Philosoph Wilhelm Dilthey die Zusammengehörigkeit der übriggebliebenen Fächer der Philosophischen Fakultät mit einer eigenen Erkenntnistheorie. Er faßte die Wahrheitsfindung in ihrem Bereich als ein »Verstehen« auf, das der Erforscher von historischen Dokumenten, Berichten oder auch Kunstwerken zu entwickeln vermag, indem er sich in sie »einlebt« und so ihren Sinn ermittelt, während der Erkenntnisprozeß in den Naturwissenschaften in der Erklärung der Gesetze besteht, nach denen ihre Gegenstände beschaffen sind und sich verändern. Diejenigen Wissenschaften, die das Denken und Handeln des einzelnen Menschen und auch der menschlichen Gesellschaft insbesondere aus ihrer Geschichte zu verstehen suchen, erhielten von Dilthey den Namen »Geisteswissenschaften«, und dieser Name ist ihnen in Deutschland bis heute geblieben, wenn auch seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Versuche nicht abreißen, andere Bezeichnungen wie »Gesellschaftswissenschaften« oder neuerdings den Namen »Kulturwissenschaften« an ihre Stelle zu setzen.

Während andere Länder der westlichen Welt diejenigen Wissenschaften, die den Menschen und die menschliche Kultur zum Gegenstand haben, vergleichsweise bescheidener als »sciences humaines« bezeichnen oder sogar systematisch von den harten »sciences« als »humanities« oder gar »critics« absetzen, ist der hohe Anspruch, mit dem die meisten Disziplinen einer Philosophischen Fakultät oder entsprechender Fachbereiche sich »Geisteswissenschaften« nennen, nur aus der großen Tradition des deutschen Idealismus zu erklären, der seit seiner Entstehung um 1800 und noch bis weit ins 20. Jahrhundert die Geschichte der Mensch-

heit von geistigen Weltentwürfen oder, wie bei Hegel, sogar von einem »Weltgeist« bewegt sah. Diese Vorgabe des deutschen Idealismus hat die sogenannten Geisteswissenschaften in Deutschland zu ungewöhnlichen Leistungen beflügelt, aber sie hat ihnen auch Einseitigkeiten vererbt, die sie im Laufe des 20. Jahrhunderts mehr als ein Mal daran hinderten, sich zeitgerecht zu verändern.

Länger als ihnen guttat und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts blieben die Sprach- und die Kunstwissenschaften als Sprachgeschichte, als Kunst- oder Musikgeschichte ganz vorwiegend historisch orientiert. So vermochten sie sich nur sehr spät und zögernd für die zeitgenössische Entwicklung der Künste zu öffnen, und auch zur Entwicklung der westeuropäischen und amerikanischen Humanwissenschaften hielten sie noch Abstand, als dort die Sprachwissenschaft, aber auch die Ethnologie mit ihrer Hinwendung zu strukturanalytischen Methoden längst bedeutende Fortschritte in der systematischen Beschreibung und Ordnung ihrer Gegenstände vorweisen konnten. Die Neubelebung, die die geistesgeschichtliche Orientierung der historischen und philologischen Wissenschaften in Deutschland noch einmal nach 1910 erfahren hatte, indem sie die Ideen- oder Problemgeschichte zum Leitfaden ihrer Forschungen und auch des akademischen Unterrichts erhob, hat mit ihrer bedeutenden Ausstrahlungskraft gewiß ihren Anteil daran, daß eine ganz überwiegende Zahl ihrer Professoren materialistischen Denkansätzen nicht nur fern stand, sondern sie nicht einmal studiert hatte. Während der Nationalsozialismus diejenigen unter ihnen, die umfassender gebildet waren, rücksichtslos verfolgte oder außer Landes trieb, standen die übrigen selbst dem popularisierten Neomarxismus, mit dem die junge Studentengeneration sie in den sechziger

Jahren erschreckte, noch geradezu sträflich hilflos gegenüber.

Wenn selbst der hohe Bildungsanspruch der Geisteswissenschaften die Mehrzahl der Deutschen nicht davor bewahren konnte, in die Diktatur des Nationalsozialismus einzustimmen und sich sogar vielfach an dessen Mißachtung aller Menschenrechte zu beteiligen, dann wird verständlich, daß die erste Generation der Nachkriegswissenschaftler, die in Deutschland im Laufe der sechziger Jahre die geisteswissenschaftlichen Lehrstühle bezog, die größten Anstrengungen unternahm, die Geschichte ihrer Fächer kritisch aufzuarbeiten und darüber hinaus neue Methoden, aber auch neue Gegenstandsfelder zu erschließen, zu denen der Zugang seit 1933 oder noch weit früher verschüttet worden war. Helfer dabei waren nicht zuletzt Philosophen, Historiker und Sozialwissenschaftler, die vor und nach 1933 aus Deutschland fliehen mußten oder ausgewiesen wurden. Überdies sorgten nun die verspätete Kenntnisnahme von Entwicklungen des angelsächsischen *new criticism* und die Wahrnehmung des französischen Strukturalismus, der Psychoanalyse und der Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Kreises um die Zeitschrift *Annales* dafür, daß mit einer förmlichen Schockwirkung fast gleichzeitig und in einer noch unverbundenen Pluralität der »linguistic turn« mit seiner synchronen Systematik, die Rezeptionstheorie, die anstelle des Autors nun den Leser in den Mittelpunkt rückte, und weiterhin tiefenpsychologische und sozialwissenschaftliche, kommunikationswissenschaftliche und schließlich anthropologische Methoden und Perspektiven gleich rudelweise ins Gehege der Geisteswissenschaften einbrachen und dabei alte Tretpfade gründlich durchkreuzten.

Seither gibt der Sammelbegriff »Geisteswissenschaften« kaum mehr als eine tradi-

tionelle, aber weithin entleerte Hülse für die Fächer der Philosophischen Fakultät ab, die zu Diltheys Zeiten zu ihr gehörten. Daß dieser Begriff dennoch in Deutschland weiterhin anstelle von »sciences humaines« oder für »humanities« öffentlich gebraucht wird, zeugt einerseits von der Macht eines historisch geprägten Begriffs, zeigt andererseits aber auch die Verlegenheit an, für die inzwischen ganz unterschiedlich spezialisierten Disziplinen einen neuen, gemeinsamen Namen zu finden, der ihnen womöglich auch die Stoßkraft gäbe, im Konzert der Fakultäten einer modernen Universität weiterhin eine gewichtige oder sogar tonangebende Rolle zu spielen.

Ungeachtet des Ehrgeizes, der die Philosophischen Fakultäten insbesondere in Deutschland dazu trieb, sich selbst als Zentrum der Universität zu verstehen, hat ihr tatsächliches Gewicht im Laufe des 20. Jahrhunderts nicht nur gegenüber den technischen Wissenschaften, sondern auch gegenüber den Naturwissenschaften und den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, die alle einmal aus der Philosophischen Fakultät hervorgegangen sind, erheblich abgenommen, und dies wiederum ist ebenso eine weltweite Erscheinung wie die ständigen Versuche, ihre Bedeutung für die gegenwärtige und für eine künftige Universität neu zu legitimieren. Was hat die Geisteswissenschaften mit ihrer besonderen Geschichte, ebenso die Humanwissenschaften, in vielen Ländern in die Lage gebracht, ihre im 19. Jahrhundert für einige Zeit einmal führende Rolle rasch wieder einzubüßen und bis heute um eine eigene Legitimation vor allem gegenüber den mächtig entwickelten Natur- und Technikwissenschaften zu ringen?

Einen ersten Hinweis gab bereits um die Jahrhundertwende ein sehr gründlich denkender Nationalökonom, als er Rektor der Berliner Friedrich-Wilhelms-Uni-

versität wurde. Kaum drei Jahre, nachdem einer seiner Vorgänger, der berühmte Mediziner Rudolf Virchow, die Philosophische Fakultät noch als »den Mikrokosmos der universitas« bezeichnet hatte (Virchow 1893, in: Weischedel 1960: 416–430), vermerkte 1896 der nuchterne Ökonom Adolph Wagner, daß die »Dotationen einzelner geisteswissenschaftlicher Institute« ungeachtet ihrer Winzigkeit gegenüber dem Aufwand für die Naturwissenschaften und ihre »immer mächtigeren technischen Apparate« selbst in Zeiten des Wohlstands ständig schrumpften und daß dies in der Arbeitsweise der Geisteswissenschaften seinen Grund habe: Ihr Verhältnis zu den Naturwissenschaften gleiche mehr und mehr dem Verhältnis der Handarbeit zur industriellen Produktion in einer kapitalistisch expandierenden Wirtschaft.

Tatsächlich hat die vorwiegend historische Betrachtungsweise der Geisteswissenschaften an dieser immer breiter werdenden Kluft zu den Naturwissenschaften einen beträchtlichen Anteil. Denn eine historische Betrachtungsweise zielt immer ab auf die unverwechselbare Eigentümlichkeit des untersuchten Gegenstandes oder Vorgangs und verlangt damit geradezu, wie alle hermeneutische Arbeit, eine individuelle Auseinandersetzung mit ihrem Gegenstand, während in den Naturwissenschaften das serielle Experiment, aber auch eine weitgehende Arbeitsteiligkeit bei der Erarbeitung neuer Einsichten eine ungleich höhere und vor allem raschere Effizienz garantieren können. Während die Industriegesellschaft ihrerseits den Natur- und Technikwissenschaften immer rascher neue Erkenntnisse abforderte, um Maschinen und Fertigungstechniken gegen modernere auszutauschen, waren die Geisteswissenschaften kaum geeignet, sich ähnlich kurzfristig auf den Wechsel der Interessen und Bedürfnisse einzustellen, wie

auch die Konsumenten einer Industriegesellschaft ihn verlangen.

Allenfalls am rascheren Wandel der Ideologien ist auch in den Geisteswissenschaften seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts der Reflex auf die beschleunigte Veränderung der technischen Lebensverhältnisse abzulesen. So konnte schon zu Beginn der sechziger Jahre Helmut Schelsky in seinem viel beachteten Buch *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität* unverblümt feststellen, daß die »Bildungswirklichkeit der historischen Wissenschaften [...] der modernen industriegesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zivilisation« nicht mehr nachkommen könne (Schelsky 1963: 225). Allenfalls könnten sie noch in die Rolle eines permanenten Mahners zurückfallen (Schelsky 1963: 226 und 284). Aber dieser Rückzug auf Kulturkritik, so ehrenwert er auch ist, hat viele Vertreter der Humanwissenschaften tatsächlich oft genug zu einer Art von Schwarzmalerei verführt, die sich obendrein noch an ihrer eigenen Folgenlosigkeit weidet. Die berühmte Formel von den zwei Kulturen, der literarischen und der technischen, die zumindest in den westlichen Zivilisationen immer weiter auseinandertreten, ist tatsächlich auch ein Produkt der mangelnden Elastizität und Bereitschaft der Geisteswissenschaften, sich in gehörigem Maße auf die tiefgreifende Veränderung aller Lebensbedingungen durch die technische Intelligenz und die Machtgesetze der industriellen Revolution einzulassen. Während der einzelne Mensch und auch ganze Völker in aller Regel Generationen brauchten, um sich auf neue Lebensumstände einzustellen, fordern die von ihnen selbst geschaffenen Geräte sie heute dazu heraus, dies im Zeitraum weniger Jahre oder in noch kürzeren Abständen zu tun.

Dies brachte den Gießener Philosophen Udo Marquard in der Mitte der achtziger Jahre auf den Gedanken, den Geisteswissenschaften eine neue Aufgabe zuzuweisen: Sie sollten mit ihrer Reflexion auf die Lebenswerte der menschlichen Gesellschaft die sozialen und die kulturellen Schäden kompensieren, die die Menschheit mit den allzu raschen Schüben ihrer industriellen Revolution sich selber zufügt. Die Beschränkung der Geisteswissenschaften auf eine solche kompensatorische Aufgabe hat gerade in Deutschland heftigen Protest ausgelöst, und tatsächlich hatten zu diesem Zeitpunkt drei bedeutsame Entwicklungsschübe in den Geisteswissenschaften selbst den Grund dazu gelegt, die eher erbauliche Funktion eines Trostspenders energisch zu überschreiten.

Diese Neuansätze, mit denen die deutschen Geisteswissenschaften nach dem Krieg erstmals wieder internationale Geltung gewannen, waren die Kritische Theorie, die Horkheimer und Adorno aus dem amerikanischen Exil nach Europa zurückgebracht hatten (Horkheimer; Adorno 1948), Gadammers umfassende Reflexion auf das Verhältnis zwischen Wahrheit und Hermeneutik (Gadamer 1960) und schließlich, in Symbiose mit einem sozialwissenschaftlichen Strukturalismus, Luhmanns Systemtheorie. Alle drei haben fast alle Disziplinen der Geisteswissenschaften erreicht und mitsamt den Kontroversen, die sie auslösten, gründlich verändert. Um ihren Anteil an den Zielen zu bezeichnen, die sich die Geisteswissenschaften seither neu gesetzt haben, unternehme ich das Wagnis, ihre Anstoß gebende Kraft in jeweils zwei Sätzen zu fassen.

Die Kritische Theorie setzte die Geisteswissenschaften in den Stand, jedes einsinnige Fortschrittsdenken und selbst die pragmatische Vernunft, mit der die Industrienationen dieses Denken rechtfertig-

ten, dialektisch aufzulösen und die kritische Reflexion auf die eigene Kultur, insbesondere aber die Kunst als eine Möglichkeit des Menschen zu begreifen, der Selbstzerstörung menschlicher Gesellschaften Widerstand entgegenzusetzen. Mit ihrem Angebot, Wissenschaftskritik zur Gesellschaftskritik auszuweiten, gab sie vor allem der Studentengeneration der sechziger Jahre die unwiderstehliche Dynamik, den geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine ständige Legitimation ihres Tuns aufzuzwingen, wenn auch oder gerade weil diese Theorie die Sehnsucht nach dem ganz Anderen prinzipiell ohne sichere Antwort ließ.

Die lebhaftige Diskussion, die Gadammers neue Klärung des historischen Verstehens auslöste, ließ gerade die textauslegenden Wissenschaften erkennen, daß der jeweils eigene Standort des Erkennenden in jedes historische, ästhetische und ethische Urteil über vergangene und gegenwärtige Prozesse unausweichlich mit eingeht; daraufhin bestand Habermas im Disput mit Gadamer auch auf der Zeitgebundenheit einer immer auch interessengerichteten geisteswissenschaftlichen Erkenntnis. Damit wurden einerseits der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis räumliche und zeitliche Grenzen gesetzt, andererseits konnte sie aber eben darum den sozialen und den kulturellen Erscheinungen, auf die sie ihr Augenmerk richtete, schärfere Konturen abgewinnen, und alle Wissenschaftler, die Texte auszulegen hatten, mußten nun die spezifischen Interessen ihrer Interpretationen nicht mehr hinter einer angeblich absoluten Objektivität verdecken.

Luhmanns Systemtheorie deckte in jeder sozialen und kulturellen Institution neben den konkurrierenden auch eigenmächtige Kräfte zu ihrer Entfaltung und Veränderung auf und erlaubte damit, Segmente des ökonomischen, sozialen und kulturellen Zusammenlebens in ei-

ner unterschiedlichen und womöglich sogar widerspruchsvollen Entwicklung zu denken. Jedem Fundamentalismus gegenüber, aber auch über jedes bloß analytische Denken hinaus vermochte diese Theorie, indem sie auf die unterschiedlichsten Teilgebiete des gesellschaftlichen Lebens anzuwenden war, eine subtile Fahndung nach dem »Eigennutz« von sich selbst entfaltenden Teil- und Subsystemen mit dem Begehren zu vereinen, die eigene Disziplin in gesamtgesellschaftlichem Zusammenhang zu sehen.

Das gemeinsame Ergebnis dieser Neuerungen bestand darin, selbst in einer Periode, in der die Geisteswissenschaften noch auf große Synthesen orientiert waren, im eigenen Arbeitsfeld Widersprüche nicht nur aufzudecken, sondern auch auszuhalten und sogar als Bedingung des Vorausdenkens und -handelns zu begreifen. Dies setzte die zweite Nachkriegsgeneration der deutschen Geisteswissenschaftler nun auch in den Stand, die vehemente Internationalität der ersten Generation weiterzuentwickeln zu der Fähigkeit, auch anhaltende Differenzen in der Auslegung und Bewertung desselben Sachverhalts aus der Perspektive verschiedener Kulturen als Gegebenheiten des geistigen Lebens aufzufassen und ihre Widersprüche ohne Auflösungszwang aneinander zu messen. In der Fluchtlinie dieser Neuanstöße ist schließlich auch die Entwicklung zu einer viele Disziplinen umgreifenden, vergleichenden Kulturwissenschaft zu sehen.

Der engere Zusammenschluß, den die geisteswissenschaftlichen Fächer durch diese genauere Bestimmung ihrer spezifischen Arbeitsweise fanden, machte sie auch für die empirischen Wissenschaften neu interessant. Der Stärkung ihrer Gemeinsamkeit waren jedoch Grenzen gesetzt durch eine andere Entwicklung, in der sich die Geisteswissenschaften allerdings keineswegs von den anderen Fa-

kultäten der Universität unterschieden. Mit der Herausbildung eigener Wissenssysteme hatten auch die einzelnen Disziplinen der Philosophischen Fakultät, die als Artistenfakultät einmal die Grundlagen des Wissens für alle Universitätsmitglieder bereiten sollte, ihre Zuständigkeit für ein solches Allgemeinwissen in dem Maße verringert, in dem sie selbst zu hochspezialisierten Einzelwissenschaften geworden waren. Man kann einwenden, daß die fortschreitende Arbeitsteiligkeit einer anspruchsvollen Industriekultur in der unaufhaltsamen Spezialisierung der von ihr unterhaltenen Wissenschaften nur ihre folgerichtige Fortsetzung findet. Für die Geisteswissenschaften bedeutet dies allerdings anders als für die Chemie oder auch für den Maschinenbau, deren Auffächerung mit immer neuen Erfindungen einhergeht, immer auch eine Abkehr von der ihnen früher einmal zugedachten Zentralfunktion innerhalb der Universität.

Ein kanadischer Historiker vom King's College in Halifax, John F. Godfrey, beschrieb auf einer inter-amerikanischen Konferenz den Zusammenhang zwischen dem Wachstum der Universitäten und der Spezialisierung der Forschung und der Lehre. Wo vor zwanzig Jahren drei bis vier Historiker ihr Fach vertraten, waren es 1970 schon 16, und heute sind es 21. Jeder sucht sich eine Nische, um noch originell forschen zu können, einen winzigen Ausschnitt aus der Geschichte, und unter den 21 sind keineswegs mehr drei oder vier, von denen man auch nur die Geschichte des British Empire in ihrem Zusammenhang lernen könnte. Ist das etwa eine unnormale Entwicklung? Keineswegs, sagt Godfrey, wir verhalten uns in der Universität nur genau so wie die Ford Motor Company. Auch die Professoren sind nur noch »responsible for one bolt on the front left wheel. Intellectually, the results are as stultifying for history

professors as for Ford workers, and when you consider the product, today's students and today's Fords are both unsafe at any speed« (Godfrey 1983).

Eine derartige Spezialisierung bedeutet für die Geisteswissenschaften, eben weil deren Ertrag weiterhin für alle Wissenschaften und für das gesamte kulturelle Leben orientierend sein soll, eine ungleich größere Gefährdung als für die Natur- und Technikwissenschaften. Denn auf diesem Wege werden auch die geisteswissenschaftlichen Universitätsdisziplinen ihrerseits zu »Spezialschulen«, in denen der Archäologe so gut wie der Anglist oder der Musiktheoretiker genug damit zu tun hat, über seinen eigenen immer weiter angereicherten und spezialisierten Stoff zu verfügen. In dem Maße aber, in dem ihre einzelnen Disziplinen sich nur noch auf schmale Sektoren des kulturellen Lebens spezialisieren, verlieren sie, ähnlich wie die medizinische Fakultät, die kaum mehr einen Arzt für die gesamte Betreuung eines kranken Menschen auszubilden vermag, den Blick für den Zusammenhang der Kulturen, die sie nicht nur erforschen, sondern auch selbst mitgestalten sollen. Der entscheidende Unterschied zur Entwicklung in der Medizin bleibt dann nur, daß die meisten Menschen an ärztlicher Hilfe bei ihren Krankheiten und zur Verlängerung ihres Lebens höchst interessiert sind und deshalb noch die entlegenste und aufwendigste Spezialforschung für ein einzelnes Organ mit Wohlwollen betrachten, auch wenn sie als Steuerzahler selbst dafür aufkommen, während nur sehr wenige Menschen jeweils an der Entzifferung der assyrischen Keilschrift oder an der Recherchierung der Familienmorde im fränkischen Merowingerreich des 5. Jahrhunderts oder auch an den Theoremen interessiert sind, nach denen Johann Sebastian Bach seine Fugen oder Arnold Schönberg seine Zwölf-

Ton-Reihe konstruierte. So ist gerade die Schließung des Schönberg-Institutes an einer der reichsten Universitäten Kaliforniens ein Beispiel dafür, daß selbst um einen vergleichsweise mäßigen Finanzaufwand in den Geisteswissenschaften immer wieder und oft genug erfolglos gerungen werden muß.

Darum verdient es alle Aufmerksamkeit, wenn die vielfach zersplitterten geisteswissenschaftlichen Fächer sich erneut zusammenfinden, um Themen zu bearbeiten, die für die Gegenwart und Zukunft der menschlichen Gesellschaft im ganzen oder zumindest größerer Regionen von Bedeutung sind. Von einigen solchen Feldern, auf denen solche Zukunftsarbeit schon geleistet wird oder sich anbietet, will ich anschließend sprechen, und dabei kommt es mir sowohl auf die Konzentration der Forschungsarbeit als auch auf eine weitreichende Erneuerung der akademischen Lehre an.

Eine augenfällige Versammlung der Kräfte einer Philosophischen Fakultät, die sie möglicherweise sogar für einige Fächer anderer Fakultäten anziehend macht, ist die neuerdings um sich greifende Einrichtung von *Area Studies*, denn sie können mit der Fokussierung mehrerer Disziplinen auf einen gemeinsamen Gegenstand der gesamten Universität ein bestimmtes Profil geben und ihr am Ort, aber auch darüber hinaus ein besonderes Interesse sichern. In Europa waren es insbesondere die orientalistischen Fächer, die sich um eine solche Arrondierung bemühen mußten, um den vielfältigen Anforderungen moderner Asienforschung gerecht zu werden. Während noch bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts ganze Kontinente wie der Indische oder auch das ostasiatische Festland, die zusammengenommen beinahe die Hälfte der Erdbevölkerung beherbergen, oft nur von je einem Lehrstuhlinhaber vertreten wurden, die obendrein nach

dem alten Zuschnitt der Philologien nur die älteren Sprach- und Kulturstufen vertraten, machte das nähere Zusammenrücken der Völker durch Handel, Verkehr und rasche Nachrichtenübermittlung umfassende Anstrengungen notwendig, alte und einseitig von ehemaliger Kolonialherrschaft geprägte Perspektiven durch umfassende historische, politologische, sozial- und wirtschaftswissenschaftliche, aber auch kunst- und kulturwissenschaftliche Studien zu ergänzen. Dies kann jedoch nur in einem Kollegialverband geschehen, zu dem mehrere, und nicht selten mehr als ein Dutzend Forscher verschiedener Fächer sich zu dieser gemeinsamen Arbeit in einem zentralen Institut versammeln. Auf diese Weise ist die Orientalistik an einzelnen europäischen Universitäten inzwischen zu einem sichtbaren Forschungsschwerpunkt avanciert und hat den alten Habitus, nach dem allein die Philologien und allenfalls noch Teile der Geschichtswissenschaften für fremde Kulturen zuständig waren, weit hinter sich gelassen.

Ein Umkehrereffekt besonderer Art hat sich bereits an einem zukunftsorientierten Campus der größten japanischen Privatuniversität, der Nihon Universität, eingestellt. Der Mishima-Campus, der in der Hauptsache aus einer einzigen, großen wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät mit besonders starken Auslandskontakten besteht, hat sich eigens philosophische Disziplinen zugelegt und bildet seine künftigen Handelsvertreter und Firmenchefs sorgfältig in verschiedenen Bereichen der europäischen Kultur aus, damit sie bei ihren Handelsgeschäften mit Europa nicht nur über den französischen Zentralismus oder die föderative Struktur der Bundesrepublik, sondern auch über Pascals Philosophie und Sebastian Bachs Musik Bescheid wissen, und diese seriöse Ausbildung in einer fremden Kultur zahlt sich offenbar aus, denn

in der Mishima-Administration sitzen kühle Rechner, die auf die berufliche Reputation ihrer Absolventen achten. Jedenfalls reicht eine solche Einbeziehung kulturwissenschaftlicher Fächer weiter als die bloße Verpflichtung der Philologien, Wirtschaftsendgisch oder Juristendeutsch als Hilfsunterricht für andere Fakultäten anzubieten.

In Großbritannien haben vor einigen Jahren sogar elf Universitäten, in Canada und in den USA in den letzten beiden Jahren je sechs Universitäten miteinander konkurriert, um eine Ausschreibung des DAAD zur Startunterstützung für solche *Centers for German and European Studies* für sich zu entscheiden. Auch hier sind die Philologien zwar noch maßgeblich, aber keineswegs mehrheitlich an der Einrichtung der Studien und der Forschungsprojekte beteiligt. Die Dominanz der politischen und der Sozialwissenschaften zeigt nur an, daß die rechtliche und die soziale Verfassung eines Landes nun nicht weniger als seine Sprache und seine Künste zu den charakteristischen Ausdrucksformen seiner Kultur gerechnet werden.

An einigen neu gegründeten deutschen Universitäten hat dies bereits zur Einrichtung *kulturwissenschaftlicher Studien* geführt, die künstlerische, und zwar nicht nur kunsthistorische, sondern auch kunstpraktische Fächer mit Sprachwissenschaften, Philosophie, Psychologie und Sozialwissenschaften verbinden und sich von Fall zu Fall sogar wirtschaftswissenschaftliche und juristische Begleitstudien zulegen, um ihre Absolventen in einer Zeit unsicherer Berufserwartungen elastischer für öffentliche wie für private Berufe auszubilden. Unversehens entstehen dabei aber auch interdisziplinäre Forschungsprojekte, zum Beispiel die Analyse von Stadtkulturen oder die Untersuchung des Zusammenlebens von ethnischen Minderheiten, für die das In-

strumentarium der Geisteswissenschaften allein nicht ausgereicht hätte. Noch ehe solche neuen Bündelungen kulturwissenschaftlicher Studien sich zu einer eigenen Fakultät verfestigen, werden sie bereits zu einem Diskussionsmittelpunkt innerhalb ihrer Universität und ziehen erstaunlicherweise trotz ihres noch scheckigen Gesamtbildes Studenten in einem Maße an, daß ihr Zudrang nur durch einen Numerus Clausus gesteuert werden kann.

Für die deutschen Universitäten wird dabei unversehens ein Mangel korrigiert, den Humboldts große Reform bei aller Umsicht hinterlassen hat: Eher aus Hochachtung als aus Nachlässigkeit und befangen in den Wertekategorien des Geniezeitalters, hatte Humboldt bei der Konstruktion seiner neuen, philosophisch zentrierten Universität die Künste von den Wissenschaften kategorisch getrennt. Anderswo bilden sie längst gesellige Zentren innerhalb der Universität und schaffen ihr mit Ausstellungen und Aufführungen öffentliche Resonanz. Ihre regelrechte Einbindung in kultur- und sozialwissenschaftliche Studiengänge bekommt auch anderen Disziplinen gut, denn gerade die Künste sind geeignet, die Aufmerksamkeit für Gegenwartskonflikte und Zukunftsprojekte zu wecken – ein Seitenblick, der bei allen Schwierigkeiten der gegenseitigen Verständigung der Erkenntnisarbeit der mit ihnen kooperierenden Fächer letzten Endes gut bekommt.

Lockerer in ihrer Verbindung, aber womöglich noch wirksamer in der Aufspürung zeitgerechter Aufgaben ist die überregionale Verbindung einzelner, vordem getrennt arbeitender Disziplinen zur Behandlung von Themen, die mehrere Kulturen übergreifen und deshalb auch zu vergleichender Forschung reizen. Die bemerkenswerteste Verwandlung machen dabei die Philologien durch, und unter

ihnen wiederum am deutlichsten die jeweils landessprachlichen. Gerade sie, die seit dem 19. Jahrhundert vor allen anderen Wissenschaften die Identität eines Volkes und seiner Kultur belegen sollten, sind durch die großen Erschütterungen des 20. Jahrhunderts, die in nie dagewesenem Maße die Nationalgrenzen porös machten, zu einer Neubestimmung ihrer Aufgaben herausgefordert. Nachdem rund um die Welt so gut wie keine Großstadt mehr existiert, in der nicht mehrere oder gar viele Sprachen und Kulturen aufeinander treffen, sich aneinander reiben oder auch unwiderruflich miteinander verzahnen, kommt gerade eine landessprachliche Philologie nicht mehr damit aus, sich nur ihrer eigenen Sprache und ihrer Nationalliteratur zu widmen, wenn sie das literarische Leben in ihrem nächsten Umkreis erfassen will.

Wenn ich daran zurückdenke, daß in meiner eigenen Studienzeit noch nach der Jahrhundertmitte von deutschen Sprachhistorikern mit der Berufung auf Humboldts Gleichsetzung von Sprache und Weltbild der Lehrsatz verkündet werden konnte, Zweisprachigkeit mache wurzellos und ziehe deshalb leicht charakterliche Labilität nach sich, dann ist allein daran auszumessen, wieviel Verwandlungskraft die Germanistik in Deutschland nötig hatte, um die nächste und kommende Generationen von Studenten ihres Faches als Lehrer, Journalisten oder Schriftsteller und erst recht auch als künftige Wissenschaftler auf ein Leben vorzubereiten, in dem Zwei- oder Mehrsprachigkeit allein innerhalb der Europäischen Union für eine aussichtsreiche Berufslaufbahn und mehr noch für die gesellschaftliche zur unabdingbaren Voraussetzung werden.

Für jede Sprach- und jede Literaturwissenschaft haben sich damit die Aufgaben verdoppelt. Denn natürlich gilt es weiterhin, die besonderen Traditionen des eige-

nen Sprach- und Kulturhorizonts zu pflegen und sie nicht in einem Gemenge von hybriden Mischformen untergehen zu lassen. Aber neben dieser Bewahrung eines kulturellen Selbstbewußtseins, das von Dorfgemeinschaften bis zu ganzen Kontinenten reicht und womöglich eine anthropologische Konstante menschlichen Zusammenlebens ist, gehört es zu den Merkmalen einer zeitgerecht praktizierten Sprach- und Literaturwissenschaft, auch den historischen Gewinn wahrzunehmen, der aus der Berührung und aus dem Ineinanderspiel vormals einander fremder Sprachen und Kulturen entstehen kann. Niemals hätte die deutsche Sprache auch nur annähernd den Reichtum ihrer Ausdrucksweisen erreichen können, hätte sie im Laufe der Geschichte allein mit den germanischen Regeln der Wortbildung und des Satzbaus auskommen müssen. Erst eine bis zur Unkenntlichkeit fortschreitende Durchdringung mit lateinischen Elementen, dann eine halb mit Widerwillen und halb mit Begehrlichkeit aufgenommene Bereicherung durch französische Infiltration und schließlich, das Jiddische nicht zu vergessen, die heutige Einvernahme einer Fülle von angelsächsischen Fachausdrücken und Slogans, hat die deutsche Sprache ihren heutigen Ausdrucksreichtum gewinnen lassen, und ihr würde gewiß weit mehr fehlen als sie gewonnen hätte, wenn der Purismus von selbsternannten Sprachpflegern die Oberhand gewänne, die ihr am liebsten jedes sogenannte Fremdwort austreiben wollen.

Während solche Vermischungen sich in Europa in aller Regel in historisch längeren Zeiträumen vollzogen, stehen Länder, die durch Kolonialherrschaft oder, wenn sie sich ihr entziehen konnten, in neuester Zeit durch Tourismus und Welthandel mit massenweise produzierten Splittern westlicher Sprachen und Kulturen überschüttet wurden, vor der viel

anspruchsvolleren Doppelaufgabe, den Bestand der eigenen Kultur zu bewahren und aus dem vielfach unerbetenen Transfer das auszusondern, was zur Modernisierung der eigenen Lebensverhältnisse unerlässlich und doch verträglich oder gar hilfreich zur Erweiterung des eigenen Lebenshorizonts ist.

Als eine Antwort auf solche Herausforderungen ist in den Universitäten beider Hemisphären das Erstarken der komparatistischen Sprach- und Literaturwissenschaften anzusehen, und ebenso das Aneinanderrücken der Wissenschaften, die den verschiedenen Künsten gewidmet sind. Denn in einer immer enger besiedelten Welt würde das bloße Beharren auf autochthonen Lebensgewohnheiten, wenn nicht Bürgerkriege, so jedenfalls eine Zunahme von Neurosen zur Folge haben, vor denen auf die Dauer jede Friedenspolitik kapitulieren müßte.

Nicht nur die Philologien sind deshalb auf gutem Wege, sich mehr und mehr kulturvergleichend zu betätigen – schon deshalb, weil es gar nicht mehr sicher ist, ob die Beschränkung der wissenschaftlichen Arbeit auf einen Kulturkreis noch »echte«, d. h. unverfälschte Kenntnisse über das gegenwärtige Leben zutage fördert. Daß die modernen Medien, aber kaum weniger auch die Getränkeindustrie und die Versandhäuser, heute von den Feuerländern bis zu den Eskimos nahezu jede Kultur auch durchlässig für weltweit verstreute Industriegüter machen, hat zur Folge, daß die Feststellung von kulturellen Mischformen die Lebenspraxis selbst autochthoner Dorf- oder Inselgemeinschaften genauer trifft als die noch so genaue Beschreibung der religiösen oder kulturellen Rituale, die ihr Zusammenleben festigen.

Einer der Begründer des »New Historicism«, Stephen Greenblatt aus Berkeley, hat nicht ohne Witz geschildert, wie er auf der Suche nach echten Zeugnissen

einer balinesischen Inselkultur zu abendlicher Stunde von den Klängen einer Tempelzeremonie zu einem erleuchteten Pavillon gelockt wurde. Voller Erwartung, dort in Wirklichkeit anzutreffen, was aufmerksame Ethnologen wie Clifford Geertz (1994) zuvor als traditionelle Rituale dieser Gegend beschrieben hatten, traf er die Dorfbewohner im Halbkreis sitzend dabei an, sich unter Zwischenrufen und Lachanfällen Videoaufnahmen von dieser Tempelzeremonie vorzuführen und dabei besonders diejenigen Tänzerinnen und Tänzer zu beklatschen, die selbst lachend unter ihnen saßen, während sie auf dem Bildschirm in der ekstatischen Trance ihres Tanzes zu sehen waren. Authentisch erfaßt, soviel stellt Greenblatt – übrigens ohne schwermütige Kulturkritik – fest, ist diese Dorfkultur also nicht mehr, wenn man diesen Tanz allein zu ihrer Charakteristik nutzt. »Wahr« in einem emphatischen Sinne ist sie vielmehr erst dann beschrieben, wenn die hybride Untermischung mit weltweiter Industriekultur, aber auch die Assimilationskraft mitbedacht ist, die diese Bevölkerung in den Stand setzt, ihre Traditionen gleichzeitig als Existenzgrund und als erheiterndes Schauspiel zu erleben (Greenblatt 1995a: 12f.).

Eine nicht geringere Blickerweiterung erfahren Europäer und auch europäische Literatur- und Kunstwissenschaftler, wenn die ihnen vertrauten Meisterwerke der eigenen Kultur aus fremder Perspektive neu gesehen und interpretiert werden. Beispielgebende Studien dazu hat Chetana Nagavajara vorgelegt in seinem Band *Comparative Literature from a Thai Perspective* (Nagavajara 1996). Doch auch in Deutschland hat eine ganze Philosophische Fakultät sich die Fremdbeobachtung ihrer Gegenstände zum Programm gemacht: Nacheinander hat – wiederum mit tatkräftiger Unterstützung des DAAD – die Philosophische Fakultät der

Universität Hannover fünf westafrikanische Germanisten habilitiert. Mit den Habilitationsschriften und -vorträgen dieser Habilitanden hat sie sich ein eigenes Quellenmaterial zurechtgelegt, das für jeden Kulturhistoriker, aber ebenso für Sozialwissenschaftler und Politologen, eine Fundgrube geworden ist für den Erwerb von neuen Erkenntnissen durch Fremdbeobachtung, aber auch für subtile Formen der Selbstdarstellung am fremden Gegenstand. Die eigentümliche Qualität der fiktionalen Literatur: ihre keineswegs grenzenlose, aber doch multivalente Auslegungsmöglichkeit, schafft dazu besonders günstige Vorbedingungen, an der Auslegung von Texten kulturelle Differenzen, aber auch unverhoffte anthropologische Konstanten im Aufeinandertreffen von literarisch dargestellten und selbst erfahrenen Lebenskonflikten auszumachen (Kreutzer 1996).

Unter den vorgelegten Studien gibt es nicht eine einzige, in der die Lebensbedingungen ihres Herkunftslandes und deren Geschichte nicht den Anstoß zu neuen Entdeckungen auch in der deutschen Literatur gegeben haben. Dabei schärft eine doppelte Empfindlichkeit den Blick der afrikanischen Leser: Einerseits entdecken sie an ganz unverhofften Stellen der von ihnen gelesenen Dramen und Erzählungen Konflikte, die sich aus der Handlungsfreiheit herrschender und dem dulddenden oder trotzigem Verhalten untergeordneter Bevölkerungsschichten ergeben, und andererseits widmen sie allen Konflikten besondere Aufmerksamkeit, die aus dem Aufeinandertreffen von hergebrachten Lebensformen und Moral-konventionen mit einer weltläufig und dabei ortlos sich gebenden Modernität hervorgehen. Tatsächlich hat es in der Mehrzahl der jungen afrikanischen Staaten kaum eine Schonzeit gegeben zwischen den Nachwehen der Kolonialherrschaft und der überall gleichförmig sich

aufdrängenden Industriekultur, und diese Erfahrung hinterläßt auch in der wissenschaftlichen Bearbeitung europäischer Texte ihre deutlichen Spuren. Aus dieser Arbeit erfährt aber auch der europäische Leser über die ihm lang vertrauten Texte Neuigkeiten und womöglich sogar artistische Kunstgriffe, die ihm im Verlaß auf die eigenen Lesekonventionen bislang verdeckt geblieben sind, obwohl womöglich gerade solche, bislang nicht entdeckten Züge den interpretierten Werken in ihrem künftigen Leserkreis zum Überdauern verhelfen werden.

Im Zuge einer solchen »wechselseitigen Erhellung« von Eigen- und Fremdbeobachtung sind eine ganze Reihe von Disziplinen, die in Deutschland bisher noch unter dem Namen »Geisteswissenschaften« zusammengefaßt sind, auf dem Wege, sich ausdrücklich als *Kulturwissenschaften* zu begreifen und auch so zu nennen. Bei aller Unbestimmtheit, die ein so erweiterter Kulturbegriff mit sich bringt, weil er kaum mehr die Materie eingrenzen läßt, mit der eine einzelne Disziplin sich beschäftigen soll, liegt ein entschiedener Vorteil dieser Namensänderung darin, daß auch die Geisteswissenschaften auf diesem Wege »empirischer« werden. Denn wer sich ernsthaft nicht mehr auf rein spekulative *grands récits*, also große Geschichtstheorien oder abstrakte Erkenntnistheorien verläßt, sondern konkrete Kulturen untersucht, muß sich an kulturellen Objekten: an Verhaltensformen, aber auch an Gebäuden und Skulpturen und an theatralischen Zeremonien genau so wie an Maschinen und Ingenieurwerken abarbeiten, um die durchgehenden Charakterzüge einer Kultur oder auch die Differenzen zwischen Kulturen auszumachen.

Folgerichtig finden seit einiger Zeit Psychologie und Soziologie, aber auch Literatur- und Kunstwissenschaften und schließlich die neu entwickelte Informa-

tik ein neues, gemeinsames Forschungsfeld in der Analyse der *Apparaturen* und der *Medien*, die der weltumspannenden »Informationsgesellschaft« den Namen gegeben haben. Sie betreiben heute den Austausch von Nachrichten und Bildern, von Berichten und Ansichten rings um die Erde noch weit intensiver, als persönliche Reisen und Begegnungen es vermöchten. Gerade hier, in einem Bereich, in dem die Technik schon zum Selbstläufer wird und eine Generation von Telegeräten und Computern die andere bereits im Babyalter wieder ablöst, wächst den Humanwissenschaften eine Aufgabe von außergewöhnlicher Tragweite zu: Während in der gesamten Geschichte der Menschheit bislang eher der Mangel an Informationen die Magie und den Aberglauben beförderten, ist nun zu prüfen, wie weit und mit welchen Mitteln es noch gelingen kann, eine ständige Überfülle von Informationen so zu filtern, daß sich zutreffende, d. h. »wahre« Sachverhalte daraus ermitteln lassen. Tatsächlich hat der wachsende Abstand zwischen unmittelbarer und apparativ vermittelter Lebenserfahrung dahin geführt, daß die Angehörigen der sogenannten Informationsgesellschaft nicht etwa weniger, sondern weit mehr als vormalige Generationen, Informationen *glauben*. Während unablässig alle technischen Mittel eingesetzt werden, um bei Millionen von Menschen die Illusion einer Unmittelbarkeit des »Dabeiseins« zu erzeugen, und die Technik damit gerade verwischt, daß es sich bei den Daten, Bildern und Geschichten aus aller Welt grundsätzlich um eine schon subjektiv bearbeitete, akzentuierte und interpretierte Wirklichkeit handelt, liegt es an den Kulturwissenschaften, der Technik auf den Fersen zu bleiben und diese neuen Illusionsformen zu analysieren und dann nicht bloß durch Schreibtischarbeit, sondern durch öffentliche Publikationen das breite Pu-

blikum darüber aufzuklären, daß auch in Zukunft allein das selbst erarbeitete und vergleichend geprüfte Wissen davor schützt, der Suggestivkraft von Bildern zu verfallen, deren Authentizität montiert ist, oder Meinungen für Tatsachen zu halten, weil sie mit der Rhetorik eines offiziellen Nachrichtensprechers vorgebracht werden.

Im Mittelpunkt des klassischen Trivium, der Vorstufe für alle akademische Bildung, stand seit der abendländischen Antike die Rhetorik, nach deren Regeln die allgemeinen Angelegenheiten und auch die Konflikte innerhalb eines Gemeinwesens öffentlich zu diskutieren waren. Heute, da bereits die große Mehrzahl der Lebenserfahrungen, die ein einzelner und die ganze Gesellschaften machen, über audiovisuelle Apparate oder durch die Codierung von Computern vermittelt wird, bedarf es einer Rhetorik der Geräte, d. h. einer genauen Kenntnis der Regeln, nach denen diese Geräte Informationen strukturieren, filtern und akzentuieren, bevor sie auf den Bildschirm gelangen und sich dort über alle Sinne dem Unterbewußtsein einprägen. Das aber bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß die Humanwissenschaften sich nicht nur peripher und gelegentlich, sondern grundsätzlich in einer neuen Form mit der technischen Kultur auseinandersetzen, aber dazu auch bekanntmachen müssen.

Schon vor einigen Jahren hat Steven Muller, der in amerikanischer und deutscher Universitätsgeschichte gleichermaßen bewanderte Präsident der Johns Hopkins University, Anlaß gesehen, den Kultur- oder auch Humanwissenschaften eine neue Verbindung mit den Technikwissenschaften vorzuschlagen. Mit einer Erinnerung an das ehemalige, für alle Studenten verpflichtende Angebot der alten *Artes liberales* begründete er diese neue Aufgabe der philosophischen Fächer mit

der Erwartung, »a new humanism of individual comprehension of technology might become the catalyst around which the value system of the university would revive in new form« (Muller 1978). Nicht weniger als seinerzeit Wilhelm von Humboldt sollen damit die Humanwissenschaften aus dem Winkel ihrer scheinbar nur begrenzten Nützlichkeit herausgeführt und neuerlich in Stand gesetzt werden, ein Fundamentalwissen für das Zusammenleben der menschlichen Gesellschaft, und also auch für den Gebrauch ihrer technischen Intelligenz, zu erarbeiten. Gewiß kann diese Rückbesinnung auf die alten *Artes liberales* nicht mehr dahin führen, die Humanwissenschaften insgesamt zu einer Durchgangsstufe für alle Studenten zu machen, von denen ein Teil dann danach in die »höheren« Fakultäten überwechselt. Das Richtige und das Bestehende an diesen Gedanken bleibt jedoch, jeden Studenten, gleich welcher Fakultät, einmal während seines Studiums zu erreichen und ihn sein Studienfach auch aus der Perspektive der Humanwissenschaften sehen zu lassen. Dabei soll er vor allem erfahren, welchen Dienst das von ihm gewählte Studienfach der menschlichen Gesellschaft heute und morgen zu leisten hat.

Wie sind solche Studien zu denken? Denkbar sind ein- oder zweisemestrige Studienprojekte, die bei möglichst enger Themenstellung eine Eigenschaft aufweisen, wie sie für akute Gegenwartsprobleme in aller Regel gilt: Daß nämlich noch keine Disziplin für sie einzig zuständig ist. Deshalb muß auch das wissenschaftliche und das studentische Team solcher Projektstudien sich aus Teilnehmern verschiedener Fakultäten zusammensetzen, die eine Bearbeitung des Themas aus mehreren Perspektiven garantieren. Bei dem Thema kann es sich um das Für und Wider einer neuen Verkehrstechnik, um das Zusammenwoh-

nen verschiedener ethnischer Bevölkerungsgruppen in einer Wohnsiedlung oder auch um die Einführung elektronischer Musik bei religiösen Feiern handeln. Die interdisziplinäre Zusammensetzung einer solchen Arbeitsgruppe aus Professoren und Studenten hat dabei keineswegs das Ziel, um jeden Preis eine Konvergenz der verschiedenen Wissenschaften herzustellen. Viel fruchtbarer ist die Einsicht, daß die Perspektive jeder einzelnen Disziplin auf das aktuelle Thema durchaus unterschiedlich ist und daß die von den verschiedenen Disziplinen ins Auge gefaßten Lösungen eher aufeinanderprallen und entschieden kontrovers werden. Das erinnert heilsam daran, daß auch Disziplinen mit ausge-reifter Systematik und lang erprobten Erkenntnisregeln ihren Ursprung einmal in praktischen Bedürfnissen hatten, deren Lösung Überleben garantierte oder mehr Lebensglück versprach. Das wiederum gibt die Gelegenheit, an der Universität nicht nur Sachen, sondern auch die Notwendigkeit von Wertentscheidungen zu lernen und dabei auch etwas über Kompetenzabgrenzungen zu erfahren. Dies ist der Punkt, an dem die Humanwissenschaften, wie es vor genau zweihundert Jahren Immanuel Kant empfahl, diejenigen sind, die am ehesten die Vernunftgründe ins Spiel bringen können, wenn es gilt, Einsichten oder auch Forderungen verschiedener Disziplinen gegeneinander abzuwägen.

Eine Universität, die den Humanwissenschaften neben der Pflege ihrer Fachstudien den Auftrag gibt, für derartige Projektstudien verantwortlich zu sein und von Fall zu Fall auch Kollegen der anderen Fakultäten zur Mitarbeit an solchen Projekten einzuladen, gibt ihnen gleich zwei neue Chancen öffentlicher Wirksamkeit: Tatsächlich können sie, wie Steven Muller vermutet, auf diese Weise ein Katalysator werden, um wissenschaftlich-

che Disziplinen, die sich längst wie die Spiralsysteme des Kosmos zunehmend rasch voneinander entfernen und ihr Eigenleben führen, von Fall zu Fall erneut aufeinander zu beziehen und so die Einheit einer *Universitas litterarum* wieder sichtbar zu machen. Andererseits wird die Universität auf diese Weise wieder zu einem Forum, auf dem vor den Augen der Öffentlichkeit die allgemeinen und insbesondere die brennenden Lebensfragen der Gegenwart und der Zukunft diskutiert werden.

Das alles bedeutet allerdings nicht, daß den Humanwissenschaften auch bei der *Lösung* solcher Lebensfragen, wie Humboldt noch meinte, eine führende Rolle zukommen müsse. Es wäre geradezu törricht, wenn die Wissenschaften in einer Epoche, in der eine immer größere Zahl von Völkern – wenn auch unter Widerstand und mit Rückfällen – auf dem Wege ist, hierarchische Herrschaftsformen abzustreifen und an ihre Stelle funktionale Arbeitsteilungen zu setzen, ausgerechnet im Bereich der Wissenschaften solche Hierarchien neu befestigten. Gewiß ist es zur Beschränkung des heute stark vorherrschenden Nützlichkeitsdenkens erwünscht, daß die Humanwissenschaften neuerlich oder stärker als bisher ihre Verantwortung für die gesamte Universität wahrnehmen und damit auch aus eigener Kraft aus dem Schatten treten, in den sie im Laufe des Jahrhunderts gerückt sind.

Für die Rolle jedoch, die sie im Konzert der anderen Fakultäten spielen können und auch sollen, hat in einem anderen Zusammenhang mein thailändischer Kollege Chetana ein Beispiel ersonnen, an das ich hier zum Schluß erinnern möchte. Um das Verhältnis der Humanwissenschaften zu den anderen Fakultäten, aber auch zu den herrschenden In-

stanzen des politischen und des wirtschaftlichen Lebens zu beschreiben, wählte er als Gleichbild die Zusammensetzung eines thailändischen Orchesters mit zwei Xylophonen, und er erinnerte seine Leser daran, daß das *zweite* seinem Spieler »die Freiheit zum Improvisieren« und damit eine besondere Akzentuierung des Spiels erlaubt. Derjenige, der in der Regel dieses zweite Instrument spielt, kann durchaus ein Meister sein, doch gerade dann überläßt er dem anderen, der oft sein Schüler ist, die Hauptmelodie und gibt dem anderen so Gelegenheit, sich vor dem Publikum als Konzertmeister des Orchesters auszuzeichnen.

Manche Anzeichen und viele schon sichtbare Veränderungen der Geisteswissenschaften in Deutschland sprechen dafür, daß sie sich innerhalb der *Universitas litterarum* zunehmend mit größerer Freiheit als die anderen Wissenschaften bewegen, aber von Fall zu Fall auch den Zusammenhalt der Universität und ihre Besinnung auf die aktuellen Fragen des menschlichen Zusammenlebens am ehesten garantieren. Um ihre Universität künftig sichtbarer mitzugestalten, brauchen sie allerdings Partner, Studenten und Professoren aus aller Welt. Denn nicht nur die zunehmende Verflechtung aller Lebensbedingungen durch weltumspannende Techniken, sondern auch Konflikte und Katastrophen lehren uns weit häufiger als früher, daß selbst Angehörige von weit voneinander entfernten Kulturen unverhofft zu Nachbarn werden und gleiches erleiden oder gewinnen können wie die nächsten Familienangehörigen. Darum suchen die Geisteswissenschaften in Deutschland heute mitdenkende und mitarbeitende Humanwissenschaftler aus aller Welt – auch aus Thailand.

## Literatur

- Dilthey, Wilhelm: *Einleitung in die Geisteswissenschaften: Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. Leipzig: Duncker und Humblot 1883. – Auch in: *Gesammelte Schriften* Bd. 1. Leipzig: Teubner, 1922.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr, 1960.
- Geertz, Clifford: *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994.
- Godfrey, John F.: *The Stationery State and the University*. Vorlage zur 3. Conferência der Organização Universitária Interamericana, Typoskript 1983.
- Greenblatt, Stephen: *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin: Wagenbach, 1995(a).
- Greenblatt, Stephen: »Kultur«. In: Moritz Bafler (Hrsg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch-Verlag, 1995 (b), 48–59.
- Horkheimer, Max; Adorno, Theodor: *Die Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Amsterdam: Querido Verlag, 1948. – Auch in: Theodor W. Adorno: *Gesammelte Schriften* Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1981.
- Humboldt, Wilhelm von: »Antrag auf Errichtung der Universität Berlin vom 24.7.1809 aus Königsberg«. Auszug in: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Berlin: de Gruyter, 1960, 210–212.
- Kant, Immanuel: »Der Streit der Fakultäten (1798)«. In: Ernst Cassirer (Hrsg.): *Werke*. Berlin: Bruno Cassirer, 1922ff., Bd. VII, 311–431.
- Kreutzer, Leo (Hrsg.): *Andere Blicke. Habilitationen vortrags afrikanischer Germanisten an der Universität Hannover*. Hannover: Revonnah-Verlag, 1996.
- Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.
- Marquard, Udo: »Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften«. In: *Anspruch und Herausforderung der Geisteswissenschaften*. Westdeutsche Rektorenkonferenz, Dokumente zur Hochschulreform 56/1985, 47–67. – Vgl. dazu vorher Joachim Ritter: »Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft (1961)«. In: *Subjektivität*. Sechs Aufsätze. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1974.
- Muller, Steven: »Toward a New American University«, *Daedalus*, Journal of the American Academy of Arts and Sciences 107, 1 (1978), 31–46.
- Nagavajara, Chetana: *Comparative Literature from the Thai Perspective*. Bangkok: Chulalongkorn University Press, 1996.
- Schelsky, Helmut: *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch-Verlag, 1963.
- Schleiermacher, Friedrich: »Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende (1808)«. In: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Berlin: de Gruyter, 1960, 106–202.
- Virchow, Rudolf: »Die Gründung der Berliner Universität und der Übergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Rektoratsrede, gehalten am 3.8.1893«. In: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Berlin: de Gruyter, 1960, 416–430.
- Wagner, Adolf: »Die Entwicklung der Universität Berlin 1810–1896. Rektoratsrede, gehalten am 3.8.1896«. Auszug in: Wilhelm Weischedel (Hrsg.): *Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Berlin: de Gruyter, 1960, 430–440.